

Für unsere Mütter und Hausfrauen

Nr. 23 Beilage zur Gleichheit 1911

Inhaltsverzeichnis: Erntemond. Von C. F. Meyer. — Johann Peter Hebel. IV. Von Dr. Wilhelm Hausenstein. — Wie ernährt man einen Säugling? Von Dr. med. V. Steininger. — Für die Hausfrau. — Hygiene. — Feuilleton: Ullenspiegel wird Turmbläser. Von Charles de Coster. — Die Arbeiter an ihre Brüder. Von Georg Herwegh.

Erntemond.

Von C. F. Meyer.

An wolkenreinem Himmel geht
Die blanke Sichel schön,
Im Korne drunten wogt und weht
Und rauscht und wählt der Söhn.

Sie wandert voller Melodie
Hochüber durch das Land.
Frühmorgens schwingt die Schnittrin sie
Mit sonnenbrauner Hand.

o o o

Johann Peter Hebel.

IV.

Hebel ist der eigentliche Schöpfer der Mundartpoesie in Deutschland geworden. Er war der erste, der mit voller Genialität mundartlich dichtete. Mittelalterliche Geschichtsschreiber und Rechtslehrer hatten mundartlich geschrieben. Zwingli hatte sich in seinen reformatorischen Schriften eines schweizerischen Dialektes bedient. Und genau gesehen war ja auch die älteste Haupturkunde der neuhochdeutschen Schriftsprache, Luthers Bibelübersetzung, von einer Mundart hergeleitet, nämlich von dem zur oberdeutschen oder hochdeutschen Mundartengruppe gehörigen oberjüdisch-thüringischen Idiom. Es ist nicht so, daß die Mundarten spät entwickelte Abarten einer von je vorhandenen Haupt- und Literatursprache wären. Vielmehr sind die Dialekte das Ursprüngliche, und einer dieser Dialekte, Luthers Idiom, hat sich im Laufe der Zeit als herrschende Mundart durchgesetzt. Das ist der Ursprung der deutschen Schriftsprache. Wie wohl Luther das heimische Idiom nicht in der originalsten Gestalt wiedergab, sondern sich sehr stark von der anspruchsvoll-offiziellen kursächsischen Kanzleisprache bestimmen ließ, blieb er sich des vollständig-mundartlichen Ursprungs seiner Bibelsprache voll bewußt: „Man muß nicht die Buchstaben in der lateinischen Sprache fragen, wenn man soll deutsch reden, wie die Esel tun, sondern muß die Mutter im Hause, die Kinder auf den Gassen, den gemeinen Mann auf dem Markte fragen und denselben auf das Maul sehen, wie sie reden, und danach dolmetschen, so verstehen sie es und merken, daß man will deutsch zu ihnen reden.“

Die Gemeingültigkeit einer deutschen Hauptsprache war indes mit Luthers Bibelübersetzung noch lange nicht Tatsache. Grammatiker des siebzehnten Jahrhunderts, wie der Schlesiener Martin Opitz und wie die in den literarischen Vereinen und sprachreinigenden Gesellschaften dieser Zeit organisierten Poeten, Poetaster und Philologen hatten noch große Arbeit, bis wesentlich auf der Grundlage des Oberdeutschen — und insbesondere des Oberjüdischen — eine gemeindeutsche Literatursprache geschaffen war, die in einer gewissen Neutralität über den Dialektparteien stand. Was dann noch zu tun blieb, das besorgte im achtzehnten Jahrhundert der Leipziger Literaturprofessor Johann Christoph Gottsched in seinen drollig betitelten Zeitschriften: den „Vernünftigen Tadelrinnen“, dem „Neuesten aus der anmutigen Gelehrsamkeit“ und dem „Siedermann“.

In dem langen Entwicklungsprozeß hatte die gemeindeutsche Schriftsprache trotz ihrer mundartlich-vollständigen Herkunft allmählich eine soziale Zuspitzung in der Richtung des Aristokratischen erhalten. Das lag an den sozialen Verhältnissen des siebzehnten und achtzehnten Jahrhunderts. Die Literatur wurde vornehm und löblich langweilig. Es entstand eine tiefe Kluft zwischen den lebendig wirkenden, nativ sich fortbildenden und fortvererbenden Mundarten des Volkes und der höfisch-aristokratischen Schriftsprache, die ihre Gestalt immer mehr von der philologischen Vorkunft superkluger Gelehrter empfing. Schon der württembergische Hofpoet Georg Rudolf Weckerlin, der in der ersten Hälfte des sieb-

zehnten Jahrhunderts dichtete, konnte von den Werken zeitgenössischer Poeten, und zumal den eigenen, rühmend behaupten, sie seien

„weder für noch von allen,
sollten nur denen, die gelehrt,
und (wie sie thun) weisen Fürsten gefallen.“

Am Vorabend der französischen Revolution begann ein Rückschlag. Herder socht leidenschaftlich gegen die „Wortgrübler“, gegen die „Großstiegelbewahrer der Reuschheit der Sprache“, gegen die „Regelschmiede“, die „Pedanten der Reinigkeit und des Üblichen“, gegen die Philologenforderung eines „reingewässerten Stiles“. Als Zeitgenosse Herders dichtete Johann Heinrich Voss seinen Winterabend und die Beerlander Idylle; Voss hat auch bekannt, daß er immer zuerst den Homer aus dem Griechischen ins Plattdeutsche umdachte, bevor er die hochdeutsche Übersetzung der Ilias und der Odyssee herausbrachte. Kurz vor Hebels alemannischen Gedichten erschienen die Gedichte des Nürnberger Stadtfläschners Johann Konrad Gräbel, des phänomenalen Spießbürgers, meist hanebüchene stumpfsinnige, aber in dieser Art sehr charakteristische Verse in Kleinbürgerlich-mittelrätischer Mundart. Erst Hebel war der wahre Klassiker der mundartlichen Dichtung; er hat in ihr das Tiefste gesagt, ohne den Dialekt zu polieren oder seine inneren Grenzen zu überschreiten.

Die Gedichte Hebels in der Wiesentäler Mundart umfassen einen großen Kreis von Stoffen. Aber alle stammen aus dem schwarz-wäldischen Landleben, und sie erschöpfen es mit reizender Vollständigkeit und mit einer erquickenden Herzlichkeit. Es ist aber töricht, zu glauben, man könne Hebels komplizierte Persönlichkeit mit dem gönnerhaft-betulichen Prädikat „kindlich“ erschöpfen. Genau so albern ist es, Hebel einen Idylliker zu nennen. Hebel hat sich stille dichterische Sammlung erworben, hat sich besinnlichen Humor erarbeitet. Solche Geistesverfassung ist immer das Ergebnis von Kämpfen — und seien sie unmeßbar fein wie bei Hebel oder Schwind oder dem Illustrator der alemannischen Gedichte, bei Ludwig Richter. Hebel ist weder verzärtelt noch gewaltig. Er ist von einer feindornigen Kraft. Solche Menschen verschweigen sich und bringen bloß das ans Tageslicht, was sich ihnen als Endergebnis ihrer inneren Erlebnisse darbietet und im gedämpften Lichte reifer, heiterer Resignation erglänzen kann. Hebels Poesie ist nicht das Werk eines Kampflösen, sondern eines Beruhigten. In dieser Verfassung tritt er an seine Welt heran.

Dr. Wilhelm Hausenstein.

o o o

Wie ernährt man einen Säugling?

Von Dr. med. V. Steininger.

Schon die Überschrift dieses Artikels zeigt, daß wir kein Recht haben, von der Höhe unserer Kultur mit Geringschätzung auf die Lebenshaltung unkultivierter Völkerschaften herabzusehen. In einem wichtigen Punkte ist ihre Kulturarmut von Vorteil für diese wilden Völker: ihre Säuglinge ernähren sie auf die einzig richtige und vernünftige Art, an der Mutterbrust. Unsere „hohe“ Kultur erlaubt dies aber sehr vielen unserer Mütter nicht mehr. Entweder sind sie zu vornehm dazu, sie wollen sich nicht ihre Figur verderben, sie wollen ihre gesellschaftlichen Pflichten, ihre Vergnügungen nicht veräußen. Oder die Armut macht es ihnen unmöglich, das Kind an der Brust zu nähren. Dies trifft für viele Proletarierinnen zu. Fabrikarbeit, Beruf und Mutterpflichten vertragen sich schlecht miteinander, darunter muß das Kind und besonders der Säugling leiden. Zu diesem kommt die wachsende Schär der Frauen, die infolge physischer Entartung nicht mehr imstande sind, ihre Kinder zu stillen. Diese Entartung ist wohl meist durch Krankheiten der Eltern dieser Frauen, häufig durch Alkoholismus des Vaters bedingt, also durch Krankheiten und Laster, die auf dem Boden unserer Kultur emporwuchern. 20 Prozent unserer Kinder sterben bereits in ihrem ersten Lebensjahre! Für diejenigen meiner Leserinnen, die in der glücklichen Lage sind, ihre Kinder an der Brust nähren zu können, ist das Folgende nicht geschrieben, denn ihre Kleinen werden nur selten an Erkrankungen durch unzureichende Ernährung leiden, und wenn doch, so sind diese leicht zu beheben. Den anderen dagegen, die durch die Not der äußeren Verhältnisse, durch Krankheit oder sonstwie gezwungen sind, mit der Milchflasche ihre Säuglinge aufzuziehen, sollen durch diese Zeilen einige Rat-

schläge gegeben werden für ihre schwere Aufgabe. Jeder Tag, den ein Kind in seinen ersten Lebensmonaten an der Brust gestillt wird, ist für sein späteres Gedeihen wichtig. Deshalb sollte es keine Mutter, die dazu fähig ist, unterlassen, ihr Kind wenigstens während der Zeit des Wochenbetts und noch so lange weiter anzulegen, als wie sie es nur ermöglichen kann. Auch weiterhin wäre es einer größeren Anzahl Mütter immerhin möglich, ein- oder zweimal am Tage, vor Beginn und nach Schluß ihrer Arbeit, ihr Kind zu stillen, während dieses die übrigen Mahlzeiten freilich aus der Flasche nehmen müßte. Aber auch damit ist einem Säugling schon viel gebient; dieser sogenannte „allalement mixte“, gemischte Kost, ist sogar in Krankenhäusern bei Ammenmangel eine beliebte Form der Ernährung.

Wie muß die Milch nun zusammengesetzt sein, die einem Kinde ganz oder teilweise die Muttermilch ersetzen soll? Gleichgültigkeit und Unvernunft verschulden gerade in dieser Beziehung viel Schlimmes, und was noch unentschuldbarer ist: Die Fabrikanten von Kindermehlpräparaten und künstlichen Milchconserven suchen durch Pflanzung und einzelne auch durch „Gratifikationen“ an Hebammen den Absatz ihrer Surrogate auf Kosten der richtigen Säuglingsernährung zu heben und richten dadurch viel Schaden an. Eine unerfahrene junge Mutter sollte sich überhaupt nur an den einzigen wirklich Sachverständigen, den Kinderarzt wenden, und die Ratschläge der klugen „alten Frauen“, die alles schon ausprobiert haben, mit einigem Mißtrauen anhören. In Venedig ist es zum Beispiel sehr beliebt, die Säuglinge mit Mehlmus und bayerischem Bier aufzuziehen, während in Berlin die armen Wärmchen unglaubliche Mengen von Zucker verschlucken müssen, was nicht jedes Kind aushält. Beschließt dann solch armer Dulder, der nicht sprechen, sondern seine Anklagen nur durch Wimmern ausdrücken kann, nach einigen Wochen oder Monaten, zum Elefett abgemagert, sein trauriges Dasein, so heißt es, das Kind sei an „Zahnkrämpfen“ oder „Auszehrung“ oder „stillen Präsen“ gestorben.

Doch zu unserer Frage: Wie soll man einen Säugling ernähren? Zunächst, es sei noch einmal betont, mit so viel Brustmilch, als es der Mutter nur irgend möglich ist, denn jedes Opfer, das sie dabei ihrem Kinde bringt, lohnt sich mit Zinsen. Und dann ist als Beinahrung, und wenn es durchaus nicht anders geht, als Hauptnahrung das Einfachste auch das Beste: Milch mit Wasser und wenig Zucker. Aber nicht auf Geratewohl und wenn ein Kind gerade schreit, soll man ihm eine beliebige Menge zu trinken geben, sondern nur zu bestimmten Tageszeiten und in abgemessenen Mengen. Man kann es sich gewiß leicht merken, daß ein Kind in seinem ersten Lebensjahr in 24 Stunden nicht mehr als einen Liter Flüssigkeit zu trinken bekommen soll. Außerdem gewöhne man es an eine gewisse Anzahl von Mahlzeiten, gebe ihm ungefähr alle drei bis vier Stunden eine Flasche und erziehe es dazu, daß es nachts nichts trinkt. Wenn man dabei nur einigermaßen konsequent vorgeht, so wird man nach kurzer Zeit zu seinem Erlaunen bemerken, daß der Säugling genau so wie der Erwachsene sich an seine Mahlzeiten gewöhnen lernt. Mehr als fünf bis sieben Mahlzeiten in 24 Stunden zu geben, ist nicht nötig.

In der ersten Woche seines Lebens trinkt das Kind nur wenig, 40 bis 70 Gramm mit jeder Flasche, so daß es für sieben Mahlzeiten $\frac{1}{2}$ bis $\frac{1}{2}$ Liter Flüssigkeit braucht. Diese stellt man her, indem man einen Teil Milch mit zwei Teilen Wasser mischt und für jede Flasche einen halben Kaffeelöffel Zucker zusetzt. Nach der ersten Woche steigert sich der Bedarf des Kindes an Nahrung und erreicht etwa am Ende des ersten Monats 600 Gramm, am Ende des dritten $\frac{1}{2}$ Liter, überschreitet aber niemals im ersten Lebensjahr bei einem gesunden Kinde einen Liter. Als Anhalt für die Zusammensetzung der Nahrung weiterhin will ich ein Schema geben, jedoch darf man sich nicht ganz streng daran halten; denn der Bedarf an Nahrung ist auch bei gleichaltrigen Kindern recht verschieden, je nach ihrem Gewicht und ihrer Veranlagung. Nehmen die Kinder zu bei gutem Befinden und gutem Stuhlgang, so ist die Nahrung richtig, andernfalls gehe man zum Arzt und frage, was an der Nahrung zu ändern sei. Die Nahrung soll natürlich nicht dauernd dieselbe Zusammensetzung haben, dem jungen Kinde gibt man bis etwa Ende des zweiten Lebensmonats $\frac{1}{4}$ bis $\frac{1}{2}$ Liter Milch mit $\frac{1}{2}$ Liter Wasser und zwei bis drei Eßlöffel Zucker in 24 Stunden, und geht langsam im dritten und vierten Monat auf $\frac{1}{2}$ Liter Milch mit $\frac{1}{2}$ Liter Wasser und drei bis vier Eßlöffel Zucker heraus. Vom vierten Monat an kann man auch steigend ein bis drei Kaffeelöffel Mehl der Milch zusetzen. Man steigert dann den Milchgehalt der Nahrung weiter, bis man am Schlusse des ersten Halbjahrs auf Vollmilch angekommen ist, von der man gleichfalls 1 Liter in 24 Stunden geben kann, aber ohne Mehl- und Zuckersatz. Das beste Zeichen dafür, daß es dem Kinde gut geht, ist, wie gesagt, die

Zunahme an Gewicht. Sobald ein Kind nicht mehr zunimmt oder gar schlechte Stühle bekommt und erbricht, gehe man sogleich zum Arzt, denn ein Brechdurchfall ist für ein kleines Kind stets eine ernste Krankheit, so ernst, daß man den Eltern dringend abraten muß, selbst an dem Kleinen herumzuprobieren oder wohlgemeinte Ratschläge anderer Eltern zu befolgen. Die künstliche Ernährung ohne Muttermilch ist eben nun einmal nur ein Notbehelf, wenn auch leider oft ein nicht zu umgehender. Auch bei größter Vorsicht kann künstliche Ernährung leicht schaden.

Ist erst ein Kind einmal sechs Monate alt, ohne einen Brechdurchfall gehabt zu haben — was aber leider nicht allzu häufig bei künstlicher Ernährung vorkommt —, so ist es über die größte Gefahr hinaus. Man fange dann an, zu gemischter Kost überzugehen. Zuerst gebe man dem Kinde des Mittags statt seiner Flasche Milch eine Flasche mit Suppe, in der man etwas Grieß, Reis oder Sago mit einigem Knochenmark aufgelocht hat, nach einigen Wochen dazu etwas Gemüse, am besten Spinat oder Kohl, fein zerhackt oder durchgeseiht. Auch einen geschälten Apfel, Orangen mit Zucker kann das Kind ohne Schaden vertragen. Dann ersetze man eine weitere Flasche Milch des Abends durch einen Mehlbrei, gibt dem Kleinen gelegentlich einen Zwieback, an dem es seine Zähne üben kann, und führt es so im Laufe von zwei bis drei Monaten zu einer gemischten Kost, bei der es im Tag ungefähr $\frac{1}{2}$ Liter Milch, ein- bis zweimal einen Brei, mittags Suppe, Gemüse und etwas Obst erhält. Dagegen braucht ein Kind im ersten Lebensjahr weder Eier noch Fleisch zu essen, bisweilen können ihm diese Nahrungsmittel schaden, und nötig sind sie ihm nie.

Über die Art, wie man die Milch abkocht und in die Flaschen verteilt, wäre noch einiges zu sagen. Die einfachste und billigste Methode ist wohl die folgende: Man mischt in einem Vitertopf mit Einteilung Milch und Wasser entsprechend der Vorschrift ab, die ich oben gegeben habe, fügt die angegebene Menge Zucker dazu, löst ihn auf und verteilt das Gemisch auf fünf bis sieben Flaschen, so viel, wie man in 24 Stunden geben will. Die Flaschen setzt man am besten in einem Flaschengestell in einen größeren Topf mit Wasser und erhitzt das Wasser acht bis zehn Minuten zum Sieden. Hat man kein Flaschengestell, so kann man zur Not auch den Boden des Topfes mit einem Lappen oder mit Stroh bedecken und darauf die Flaschen stellen, um sie am Springen zu hindern. Mehr als zehn Minuten soll das Wasser nicht kochen, dann stellt man den Topf unter die Wasserleitung, läßt kaltes Wasser ungefähr eine Viertelstunde lang zufließen und kühlt so die Flaschen in kurzer Zeit ab, was für die gute Erhaltung der Milch von Wichtigkeit ist. Die Milchflaschen bleiben, verschlossen mit einem sauberen Deckel oder dem vorher gereinigten Gummifauger, dauernd im Wasser stehen, das alle paar Stunden erneuert wird, um die Milch stets kühl zu halten.

Die vorstehenden Ratschläge lassen sich auch von wenig bemittelten, ja armen Müttern durchführen. Werden sie gewissenhaft befolgt, so tragen auch sie zum Erfolg in dem Kampfe bei, der für die Lebenserhaltung und Gesundheit der Säuglinge gegen Not, Gleichgültigkeit und Unwissenheit geführt wird.

o o o

Für die Hausfrau.

(Nachdruck
verboten.)

Eine kühlende und nahrhafte Sommerspeise. Wenn in der heißen Jahreszeit die Zunge nach Erfrischung lechzt, sind kühlende Nahrungsmittel, besonders Limonaden und kohlensäure Wasser, mit Recht sehr beliebt. Aber sie erfrischen nur und haben gar keinen Nährwert. Deshalb wird häufig kühle und ungekochte Milch vorgezogen. Viele Frauen dieselbe aber nicht gut vertragen, weil sie schwer verdaulich ist und zugleich verstopfend wirkt. Denn infolge der Einwirkung des sauren Magensaftes gerinnt die süße Milch im Magen, und es bilden sich dabei feste, kompakte Quarkstückchen. Diesen ersten beschwerlichen Teil der Verdauung kann man dem Magen ersparen, indem man die Vorverdauung vor dem Genuß eintreten läßt. Bei längerem Stehen in der Wärme wird der Milchzucker durch die Säurebazillen, welche aus der Luft in die Milch gelangen, in Milchsäure verwandelt, die Milch gerinnt zu weichen Klumpen, sie wird zur „dicken“ Milch. Diese ist sehr leicht verdaulich, äußerst nahrhaft, kühlend, erfrischend, wohlschmeckend und — wirkt günstig auf den Stuhlgang. Solche hervorragenden Eigenschaften besitzt keine einzige andere Sommerspeise!

Sauere Milch soll infolge des Milchsäuregehaltes zur Verhütung von Nierensteinen beitragen und auch als vorzügliches Vorbeugungsmittel gegen Sichtanfalle dienen und ist eine heilsame Nahrung bei Zuckerkrankheit. Sehr beliebt ist sie besonders auch noch bei Fieberkranken und, weil reizmildernd, bei Magenleidenden.

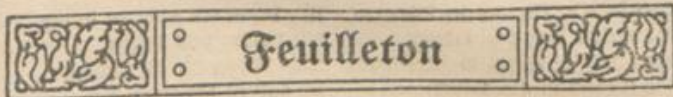
Fürsorgliche Ehefrauen können ihre unsoliden Gatten durch Darbieten von schmackhafter saurer Milch leicht dem großen Bierkonsum entwöhnen, da durch ihren Genuß das Bedürfnis nach alkoholischen Getränken fast ganz schwindet. Dr. Wiel sagt in seinem „Diätetischen Kochbuch“: „Saurer Milch mit Kartoffeln bildet das Abendessen derjenigen Bauern, welche nicht ins Wirtshaus gehen.“

Mit frischen oder gebratenen Kartoffeln wird saure Milch besonders gern genossen. Beliebt ist auch folgende Zubereitung: Schwarzbrot oder Zwieback wird gerieben und darüber gestreut, wozu oft noch Zucker und Zimmt kommen. Doch das sind Geschmacksachen, die keine große Rolle spielen. Jedenfalls steht vom gesundheitlichen Standpunkt als unumstößliche Tatsache fest: Saurer Milch ist eine ausgezeichnete kühlende und zugleich sehr nahrhafte Sommer Speise. th.

Hygiene.

Korsett und Herzkrankheiten stehen in einem beachtenswerten Zusammenhange, wie durch die Untersuchungen von Dr. Otto Brösamlen-Lüdingen nachgewiesen ist. Dieser stellte fest, daß bei Patienten, die wegen Kyphose, das heißt Verkrümmung der Wirbelsäule nach hinten, oder wegen Kyphoskoliose, Verkrümmung der Wirbelsäule nach hinten und nach der Seite, ein Stützkorsett trugen, zwei bis drei Jahre nach Anlegung des Stützkorsetts Herzverweiterungen, in besonders Vergrößerung der rechten Herzkammer, auftraten. Diese Schädigungen des Herzens machten sich namentlich bei weiblichen und muskelschwachen Personen bemerkbar. Zwar kommen bei Personen, die mit einer Verkrümmung der Wirbelsäule behaftet sind, an sich schon bisweilen Funktionsstörungen und krankhafte Veränderungen des Herzens vor, doch stets erst in vorgerückterem Alter von über fünfzig Jahren, und nur in schweren Fällen. Die von Brösamlen diagnostizierten Herzleiden, die sich durchweg bei jugendlichen und nur leicht verkrümmten Personen vorfinden, sind daher allein auf das Tragen des Stützkorsetts zurückzuführen. Dieses Instrument, welches die Brust fast vollständig und den Bauch gleichfalls beinahe ganz mit einem starren Lederpanzer bedeckt, beeinträchtigt stark die Atmung und hemmt namentlich die beim normalen Atmen stattfindende kräftige Verschiebung des Zwerchfells nach unten. Infolgedessen kann der Inhalt der Bauchhöhle durch das Zwerchfell nicht genügend zusammengedrückt werden, wodurch der automatische Zufluß des Blutes aus den Blutgefäßen des Unterleibs nach dem rechten Herzen erschwert und somit dem Herzmuskel eine dauernde Mehrarbeit aufgebürdet wird. Der Autor knüpft an seine Ausführungen den dringenden Rat, vor allem bei Kindern darauf zu achten, daß der Bauch bei solchen Stützkorsetts frei liegt oder doch wenigstens nur von elastischen Gummizügen bedeckt ist. Auch sollen junge Leute nicht beständig solche Korsetts tragen, denn so erwünscht die Geradhaltung des Körpers sein mag, sie darf nicht durch einen Herzschaden erkaufte werden. Es bedarf weiter keiner Phantasie, um aus diesen Beobachtungen Schlüsse auf die Wirkung des modernen Korsetts der Frauen zu ziehen. Die Folgen dieser naturwidrigen Hülse sind um keinen Deut günstiger als die des Stützkorsetts. Hat das Stützkorsett wenigstens seine Existenzberechtigung vom medizinischen Standpunkt aus, so kann das moderne Korsett den Anspruch darauf höchstens aus einer ästhetischen Geschmacksverirrung herleiten. Ebenso ist aber selbstredend auch der Leibbund zu verwerfen, der durch kraftgezugene Bänder die Nöcke über den Hüften festhält, da hierdurch Schnürlebern und Stauungen im Blutkreislauf der Unterleibsorgane verursacht werden. Nur das Niederleibchen vermeidet die Nachteile des Schnürleibs, ohne die Schäden des modernen Korsetts mit in Kauf zu nehmen.

C. B.



Ulenpiegel wird Turmbläser.*

Von Charles de Coster.

Der wallfahrende Ulenpiegel wäre gern Straßenräuber geworden, aber er fand die Steine zum Tragen zu schwer.

Er wanderte auf gut Glück auf der Straße nach Audenaerde, wo sich dormalen eine Garnison flämischer Reiter befand; die hatten Befehl, die Stadt wider die französischen Streifscharen zu verteidigen, die das Land gleich Heuschrecken verheerten.

* Aus Charles de Coster „Ull Ulenpiegel“. Verlegt bei Eugen Diederichs, Jena.

Der Hauptmann der Reiter war ein Frieser von Geburt, des Namens Kornhuin. Auch diese durchstreiften das platte Land und plünderten das Volk, also daß es, wie bräuchlich, von beiden Seiten aufgefressen ward.

Alles war ihnen recht, Hühner, Kälber, Enten, Tauben, Kälber und Schweine. Eines Tages, da sie mit Beute beladen zurückkehrten, gewahrten Kornhuin und sein Leutnant am Fuße eines Baumes Ulenpiegel schlafend und von Fleischgerichten träumend.

„Was tust du, um zu leben?“ fragte Kornhuin.

„Ich sterbe vor Hunger,“ antwortete Ulenpiegel.

„Was ist dein Handwerk?“

„Wegen meiner Sünden wallfahrten, die anderen arbeiten sehen, auf dem Seil tanzen, die hübschen Gesichter abkonterfeien, Messergriffe schnitzen, den Rommelpot spielen und die Trompete blasen.“

Wenn Ulenpiegel so fecklich vom Trompeten sprach, so war es, weil er erfahren hatte, daß die Stelle des Wächters vom Schlosse Audenaerde erledigt sei durch den Tod eines alten Mannes, welcher dieses Amt bekleidet hatte.

Kornhuin sagte zu ihm: „Du sollst Turmbläser sein.“

Ulenpiegel folgte ihm und ward auf dem höchsten Turme der Wälle in eine Warte einquartiert, die von allen vier Wänden wohl durchlüftet war, ausgenommen vom Südwind, der dort nur mit einem Fißel wehte. Es ward ihm anbefohlen, die Trompete zu blasen, sobald er den Feind anrücken sähe, und dieserhalb den Kopf freizuhalten und immer klare Augen zu haben. Zu dem Ende würde man ihm nicht zuviel zu essen noch zu trinken geben.

Der Hauptmann und sein Kriegsvolk blieben im Turme und hielten den ganzen Tag Belage auf Kosten des Landes. Da ward mehr als ein Kapaun geschlachtet und aufgefressen, dessen einziges Verbrechen sein Fett war. Ulenpiegel, der allzeit vergessen ward und sich an seiner mageren Suppe genügen lassen mußte, ergöhte sich nicht am Dufte der Saucen. Die Franzosen kamen und raubten viel Vieh, Ulenpiegel blies die Trompete nicht.

„Warum hast du nicht geblasen?“

„Ich spreche nicht das Gratias bei eurem Essen,“ sprach Ulenpiegel.

Am folgenden Tage befahl der Hauptmann ein großes Mahl für sich und seine Soldaten, aber Ulenpiegel ward wieder vergessen.

Sie wollten just zu schmausen anheben; Ulenpiegel blies die Trompete. Kornhuin und seine Soldaten wähten, daß die Franzosen kämen, ließen Wein und Braten stehen, stiegen zu Pferde und ritten eilends zur Stadt hinaus; aber sie fanden auf dem Felde nichts als einen Ofen, der stund in der Sonne und läute wieder. Sie führten ihn mit sich. Derweilen hatte Ulenpiegel sich mit Wein und Fleischspeisen angefüllt. Beim Eintreten sah ihn der Hauptmann, wie er lächelnd und mit schlotternden Beinen an der Tür der Festhalle stand, und sagte zu ihm:

„Das heißt den Verräter spielen, Alarm zu blasen, wann du keinen Feind siehst, und nicht zu blasen, wann du ihn siehst.“

„Herr Hauptmann,“ erwiderte Ulenpiegel, „ich werde in meinem Turm solchermassen von den vier Winden aufgebläht, daß ich oben schwimmen möchte wie eine Blase, hätte ich mich nicht durch Trompetenblasen erleichtert. Laßt mich jezo henten oder ein andermal, wenn ihr einer Efelshaut für eure Trommeln bedürft.“

Kornhuin ging, ohne ein Wort zu sagen.

Indessen kam nach Audenaerde die Kunde, daß der gnädige Kaiser Karl in sárnehmer Begleitung in diese Stadt einziehen wollte. Bei diesem Anlaß gaben die Schöffen Ulenpiegel eine Brille, auf daß er besser sehen könnte, wann Seine Heilige Majestät ankäme. Ulenpiegel sollte dreimal ins Horn stoßen, sobald er den Kaiser auf Luppeghem zukommen sähe, welches eine Viertelmeile vom Burgtor ist.

Also würden die in der Stadt Zeit haben, die Glocken zu läuten, die Böllerschüsse zu lösen, die Braten in den Backöfen zu schieben und die Papsen in die Fässer zu stoßen.

Eines Tages um Mittag, da der Wind von Brabant kam und der Himmel klar war, sah Ulenpiegel auf der Straße, die nach Luppeghem führt, eine große Schar Reiter auf stolzen Rossen; die Federn ihrer Barett wähten im Winde. Etliche trugen Banner. Der, welcher stolz an der Spitze ritt, trug eine Mütze von Goldbrokat mit großen Federn. Er war in braunen Sammet gekleidet, der mit Brokatell besetzt war.

Ulenpiegel setzte seine Brille auf und sah, daß dies Kaiser Karl der Fünfte war, der denen von Audenaerde gestattete, ihm ihre besten Weine und ihre besten Braten vorzusetzen.

Die ganze Schar ritt sonder Eile und sog die frische Luft ein, welche den Hunger anreizt. Aber Ulenpiegel gedachte, daß sie gemeinlich selten Schmaus hielten und wohl einen Tag fasten könnten, ohne zu verschleiden. Also sah er sie kommen und hieß nicht ins Horn.

Lachend und schwägend kamen sie näher, bieweil Seine Heilige Majestät in seinem Magen nachschaute, ob er Platz genug für das Gastmahl derer von Audenaerde hätte. Er schien erstaunt und ungnädig, daß keine Glocke läutete, seine Ankunft zu verkünden.

Indem kam ein Bauer eiligst angelassen, um zu verkünden, daß er in der Umgegend eine französische Streifschare gesehen habe, welche auf die Stadt zu ritte, um darinnen alles zu verzehren und zu rauben. Bei dieser Rede schloß der Torwart das Tor und sandte einen Stadtknecht, damit er es den anderen Torwächtern ansage. Aber die Reiter zechten, ohne etwas zu wissen.

Seine Majestät kam immer näher, erzürnt, nicht Glocken, Kanonen und Büchenschüsse läuten, donnern und knattern zu hören. Vergebens hielt er das Ohr hin. Er vernahm nichts als das Glockenspiel, das die halbe Stunde läutete. Er kam vor das Tor, fand es verschlossen und schlug mit der Faust dagegen, auf daß es geöffnet werde. Und die Herren seines Gefolges wurden zornig wie er und murten scharfe Worte. Der Torwart, der droben auf den Wällen war, schrie ihnen zu, wenn sie nicht mit diesem Lärm aufhörten, so würde er sie mit einer Kartätschen begrüßen, auf daß sie ihre Ungebuld abläßten.

Aber seine Majestät sprach voll Grimm:

„Du blindes Schwein, erkennst du deinen Kaiser nicht?“

Der Torwart erwiderte, daß die, so am mindesten den Schweinen gleichen, nicht immer am meisten vergüllet seien. Auch wisse er, daß die Franzosen ihrer Natur nach arge Spötter seien, sündemalen Kaiser Karl zur Stunde in Italien Krieg führte und nicht vor den Toren von Audenaerde stehen könne.

Darob schrien Karl und die Ritter noch mehr und sagten:

„Wenn du nicht öffnest, so werden wir dich, auf eine Lanze gepießt, braten lassen. Und zuvor sollst du deine Schlüssel verschlucken.“

Bei dem Lärm, den sie vollführten, kam ein alter Kriegsmann aus dem Zeughaus und steckte die Nase über die Mauer.

„Torwart,“ sprach er, „du täuschst dich; der da ist unser Kaiser. Ich erkenne ihn wohl, obwohl er gealtert ist, seit er Maria von der Ghynst von hier nach dem Schlosse Wallaing brachte.“ Der Torwart fiel vor Schreck mauertot um, der Soldat nahm ihm die Schlüssel ab und ging, die Thür zu öffnen.

Der Kaiser fragte, warum man ihn so lange hätte warten lassen. Da der Soldat es ihm vermeldet hatte, befahl Seine Majestät ihm, das Tor wieder zu schließen und die Reiter von Kornhuin vor ihn zu bringen. Denen gebot er, vor ihm her zu reiten, die Trommeln zu rühren und die Pfeifen zu blasen.

Bald erwachten die Glocken, eine nach der anderen, um mit allen Kräften zu läuten. So eingeführt, kam Seine Majestät mit kaiserlichem Getöse auf den Großen Markt. Die Bürgermeister und Schöffen waren allda versammelt; der Schöffe Jan Guigelaer trat bei dem Lärm hinaus, lehrte in den Sitzungssaal zurück und sagte: „Kaiser Karel is alhier.“

Voll Schreckens ob dieser Kunde traten Bürgermeister, Schöffen und Räte aus dem Rathaus, um in corpore den Kaiser zu begrüßen, bieweil ihre Diener durch die ganze Stadt liefen, um die Böllerschüsse anzufagen, das Geflügel ins Feuer und die Pralpieße in die Ofen zu schieben. Männer, Frauen und Kinder liefen herum und schrien: „Kaiser Karel is op't groot markt.“

Als bald war viel Volks auf dem Plage. Der Kaiser, höchst ergrimmt, fragte die beiden Bürgermeister, ob sie nicht gehenkt zu werden verdienten, maßen sie solcherart an Ehrfurcht vor ihrem Herrscher ermangelt hätten.

Die Bürgermeister antworteten, daß sie es wahrlich verdienten, aber daß Alenspiegel, der Turmbläser, es noch mehr verdiente, sündemalen man ihn auf die Kunde von der Ankunft Seiner Majestät mit einer guten Brille versehen und dort angestellt habe, mit ausdrücklichem Befehl, dreimal ins Horn zu stoßen, sobald er den kaiserlichen Zug kommen sähe. Er aber hätte nichts dergleichen getan.

Der Kaiser, immer noch zornig, verlangte, daß man Alenspiegel vor ihn führte.

„Weßhalb,“ sprach er zu ihm, „hast du bei meiner Ankunft nicht die Trompete geblasen, da du doch eine so scharfe Brille hast?“

So sprechend, hielt er der Sonne wegen die Hand über die Augen und blickte Alenspiegel an.

Dieser hielt gleichermaßen die Hand über die Augen und sagte, er habe sich der Brille nicht mehr bedienen wollen, seit er bemerkt habe, wie Seine Majestät durch die Finger sähe.

Der Kaiser sagte ihm, daß er gehenkt werden solle; der erste Stadtwächter sagte, das sei wohlgetan, und die Bürgermeister waren über dies Urteil so in Schrecken versetzt, daß sie kein Wort erwiderten, weder um es zu billigen, noch um Einspruch zu tun.

Der Henker und seine Mittel wurden entboten. Sie kamen mit einer Leiter und einem neuen Strick und packten Alenspiegel an

Kragen. Der schritt vor den hundert Reitern von Kornhuin einher, hielt sich ruhig und sagte seine Gebete. Aber jene verhöhnten ihn aufs bitterste.

Das Volk, welches hinterher ging, sagte:

„Es ist eine gar große Grausamkeit, einen armen Jungen um eines so leichten Fehls willen umzubringen.“

Und die Weber waren bewaffnet und in großer Zahl und sagten: „Wir werden nicht zulassen, daß Alenspiegel gehenkt wird; das ist gegen das Gesez von Audenaerde.“

Derweilen kam man auf den Galgenacker. Alenspiegel ward die Leiter hinaufgeführt, und der Henker legte ihm den Strick um den Hals. Die Weber drängten sich um den Galgen. Der Prosos war zu Noß und stützte die Mute der Gerechtigkeit, womit er auf des Kaisers Befehl das Zeichen zur Hinrichtung geben sollte, auf den Bug seines Pferdes.

Das ganze versammelte Volk schrie: „Gnade, Gnade für Alenspiegel!“

Alenspiegel sagte auf seiner Leiter: „Erbarmen, gnädiger Kaiser!“

Der Kaiser hob die Hand und sagte: „Wenn dieser Taugenichts mich um etwas bittet, das ich nicht tun kann, so soll er mit dem Leben davonkommen.“

„Rede, Alenspiegel,“ schrie das Volk.

Und die Frauen weinten und sagten: „Er wird um nichts bitten können, der arme Junge, denn der Kaiser vermag alles.“

Und alle riefen zumal: „Rede, Alenspiegel!“

„Heilige Majestät,“ sagte Alenspiegel, „ich bitte Euch nicht um Geld noch Gut, noch um mein Leben, sondern allein um etwas, um das, wenn ich es zu sagen wage, Ihr mich nicht peitschen, noch rädern laßet, ehe ich ins Land der Seelen gehe.“

„Ich verspreche es dir,“ sagte der Kaiser.

„Majestät,“ sagte Alenspiegel, „ich bitte, daß Ihr kommt, den Mund zu küssen, mit dem ich nicht flämisch spreche, ehe ich gehenkt werde.“

Der Kaiser lachte wie alles Volk und sagte:

„Ich kann nicht tun, um was du bittest, und du sollst nicht gehenkt werden, Alenspiegel.“

Aber er verurteilte die Bürgermeister und Schöffen, sechs Monde lang Brillen hinten am Kopfe zu tragen.

„Auf daß die von Audenaerde,“ sagte er, „wenn sie vorn nicht sehen können, wenigstens hinten sehen mögen.“

Und nach kaiserlicher Verordnung ist diese Brille noch heute im Wappen der Stadt zu sehen.

Und Alenspiegel ging bescheiden von dannen, mit einem kleinen Beutel voll Geld; den hatten ihm die Frauen gegeben.

o o o

Die Arbeiter an ihre Brüder.

Don Georg Bernveg.

Wir schüren in den Essen
Die Feuer Tag und Nacht,
Am Diebstahl, an den Pressen
Steht unsre Friedenswacht.

Wir schürfen in dem Qualme
Der Gruben nach Metall,
Den Segen goldner Halme
Dankt uns der Erdenball.

Doch wenn das Korn gedroschen,
Dann heißt es: Stroh als Lohn,
Dann heißt's: Für uns den Groschen,
Den Taler dem Piron.

Dann heißt's: Für uns den Schragen,
Das weiche Bett dem Gauch!
Dann heißt's: Nichts in den Magen
Und Kugeln in den Bauch!

Vergebens aus der Tiefe
Steigt der Beraubten Chor,
Mit seinem Dolkmachtsbriefe
Ans Glück, zum Licht empor.

Was hilft es, daß wir trotzen,
Solang noch, mordbereit,
Ihr gegen uns den Protzen
Die starken Arme leiht?

O weh, daß ihr, im Bunde
Mit ihnen, uns verleiht,
Und daß ihr uns wie Hunde
Auf ihr Gebelß erschießt!

Ach, wenn sie euch nicht hätten,
Wär' alles wohlbeliebt;
Auf euren Bajonetten
Ruh' die verkehrte Welt.

An euren Bajonetten
Klebt aller Zeiten Fluch;
Wir trügen keine Ketten,
Trügt ihr kein buntes Tuch;

Wir brauchten nicht zu fronen
Für Sultan und Dezier,
Nicht länger für die Drohnen
Zu darben brauchten wir.

Ihr hätten nicht zu bebden
Der Pascha oder Scheik
Und könnten bald erleben
Den großen Fürstentreich.

Durch euch sind wir verraten,
Durch euch verkauft allein:
Mann stellt ihr, o Soldaten,
Die Arbeit endlich ein?

Verantwortlich für die Redaktion: Frau Clara Betsin (Zundel), Wilhelmshöhe,
Post Degerloch bei Stuttgart.

Druck und Verlag von J. G. W. Neig Nachf. G. m. b. H. in Stuttgart.